

(Nachdruck verboten.)

91 Pelle der Eroberer.

Von W. Andersen Mexö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Er hatte sie auf das Sofa gelegt und sah über sie gebeugt da und erzählte ruhig, wie er bereut und sich gesehnt und es sich hatte leid sein lassen. Sie antwortete nicht, sondern hielt seine Hand krampfhaft fest, von Zeit zu Zeit öffnete sie die Augen und betrachtete ihn verstohlen. Plötzlich entdeckte sie, wie verheert und voller Furchen sein Gesicht war, sie ließ die Hand darüber hingleiten, wie um die Züge weich zu machen und brach in heftiges Weinen aus.

„Du hast es so schwer gehabt, Pelle!“ sagte sie mit Ungestüm und ließ ihre zitternden Finger durch sein graugesprenkeltes Haar gleiten. „Ich kann es Deinem armen Kopf anfühlen, wie schlecht sie gegen Dich gewesen sind. Und ich bin nicht einmal bei Dir gewesen! Wenn ich Dir doch nur so recht etwas zuliebe tun könnte, so daß Du wieder froh aussehen würdest!“

Sie riß ihre Kleiderhülle auf, legte seinen Kopf an ihren Busen und lullte ihn ein mit einem Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind säugt. Und Pelles Antlitz veränderte sich leise, wie das des Kindes, wenn es an die Brust gelegt wird. Es war, als ergösse sich der Quell des Lebens in ihn, das Verhärtete wich aus den Zügen, Leben und Wärme kehrten in sie zurück.

„Ich glaubte ja nicht, daß Du zu uns zurückkehren würdest.“ sagte Ellen und drehte heftig ihre Brust gegen seinen Mund. „Von dem Augenblick an, wo Dich Lasse Frederik gestern traf, hab' ich da gesehnt und gewartet, daß Du kommen würdest.“

Pelle entdeckte plötzlich, wie übernünftig sie ausah. „Du bist über Nacht gar nicht zu Bett gewesen?“ sagte er.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf: „Ich mußte ja aufpassen, daß die Haustür nicht abgeschlossen wurde. Jedesmal, wenn jemand nach Hause kam, lief ich hinunter und schloß wieder auf. Du mußt dem Jungen nicht böse sein, weil er gleich zuerst bange vor Dir wurde. Sinterher bereute er es und lief den ganzen Abend in der Stadt herum, um Dich zu suchen.“

Aus der Schlafkammer rief eine helle Kinderstimme immer eifriger: „Mannel Guten Tag, Mannel!“

Da drinnen saß Schwester aufrecht in Ellens Bett und spielte mit einer Feder, die sie aus dem Zipfel des Oberbettes gepupst hatte. Sie ließ sich willig küssen und sah da mit ihrem Trogmäulchen und der drolligsten krausen Nase. „Du bist Mann!“ sagte sie einhimmlich.

„Ja, das ist alles recht schön,“ sagte Pelle lachend, „aber was für ein Mann?“

„Mann!“ wiederholte sie und nickte ungeheuer ernsthaft. Schwester teilte offenbar jetzt das Bett mit Ellen. Am Fußende des großen Bettes stand ihr eigenes kleines Kinderbett, das einstmal auch Lasse Frederiks gewesen war, und darin lag — nun, Pelle wandte sich nach der anderen Wand um, wo Lasse Frederik in dem einschläfrigen Bett lag und pustete, den Arm unterm Kopf. Er hatte das Oberbett weggestrampelt und lag auf dem Bauch, in tiefe Ruhe versunken, die drallen Glieder frei gestreckt. Er war gut gebaut, der Bursche!

„Na, Faulpelz, kannst Du nun wohl machen, daß Du auf die Beine kommst!“ rief Pelle und zerrte ihn an dem einen Fuß.

Der Junge wandte sich langsam um. Als er den Vater erblickte, war er plötzlich ganz wach und hob den Ellbogen parierend über den Kopf.

„Es hängen keine Ohrspeigen in der Luft, mein Junge,“ sagte Pelle lachend. „Das Spiel fängt erst heute an!“

Lasse Frederik fuhr eigensinnig fort, sich mit dem Arm zu decken. Er lag da und starrte gleichgültig in die Stube hinaus, als ahne er nicht, worauf der Vater anspielte. Aber er hatte einen dunkelroten Kopf.

„Sagst Du Deinem Vater nicht einmal ordentlich guten Tag?“ fragte Ellen. Da streckte er widerstrebend die Hand aus und wandte sich dann nach der Wand um. Er lag da und ärgerte sich über die Geldentaten des gestrigen Tages, vielleicht erwartete er auch eine Abstrafung. An dem Nagel über dem Bett hing seine Kittelschürze und seine Mütze.

„Lasse Frederik ist wohl auch Milchjunge?“ sagte Pelle. „Ja,“ erwiderte Ellen, „und er ist ganz brauchbar zu der Arbeit. Die Kutscher loben ihn.“

„Muß er denn nicht jetzt aufstehen und gehen? Ich bin schon verschiedenen Milchwagen begegnet.“

„Rein, denn wir streifen in dieser Zeit,“ murmelte der Junge der Wand zugewendet.

Pelle wurde ganz eifrig: „Diese Bengels, also Ihr streift! Was ist denn da los, handelt es sich um den Lohn?“

Der Junge mußte erzählen. Er kam allmählich mit dem Gesicht zum Vorschein, sah aber den Vater nicht an.

Ellen stand in der Tür und lauschte ihnen lächelnd, sie sah schwach aus. „Lasse Frederik ist ja der Führer,“ sagte sie leise.

„Und dann liegt er hier, statt draußen zu sein und acht auf die Streikbrecher zu geben,“ rief Pelle ganz erregt aus. „Du scheinst mir ein netter Führer zu sein!“

„Glaubst Du, daß ein Junge so gemein ist, sich zum Streikbrecher zu machen?“ sagte Lasse Frederik. „Rein, die Leute holen sich ganz einfach die Milch selbst von den Wagen.“

„Dann müßt Ihr die Kutscher dazu kriegen, daß sie gemeinsame Sache mit Euch machen!“

„Ne, wir sind ja keine richtige Organisation. Darum woll'n sie uns nicht unterstützen.“

„Dann bildet doch 'ne Organisation, zum Teufel auch! Willst Du mal machen, daß Du rauskommst, Junge: lieg doch nicht da und schnarch, wenn Du so was vorhast! Glaubst Du vielleicht, daß man sich hier in dieser Welt was erschläft?“

Der Junge rührte sich nicht, er fand offenbar nicht, daß ein Grund vorlag, den Vater besonders feierlich zu nehmen. Aber da traf ihn ein vorwurfsvoller Blick Ellens. Und ein, zwei, drei war er aus den Federn heraus und in den Kleidern. Während sie in der Stube saßen und Kaffee tranken, erteilte ihm Pelle allerlei Binde, wie er die Sache angreifen müsse. Er war sehr interessiert und ging gleich mit Leib und Seele in der Frage auf; es war, als habe er erst gestern mit den Massen zu tun gehabt, so viele gute Kämpferinnerungen drangen auf ihm ein. Jetzt wußte also jedes Kind, daß es das Gemeinste von allem auf der ganzen Welt war, Dienste als Streikbrecher zu leisten! —

Und wie er hatte kämpfen müssen, um selbst famose Kameraden dahin zu bringen, daß sie die Sache verstanden! Ganz komisch war es zu denken, daß der Streik, der die Arbeiter mit Schändern erfüllte, als er ihm zum erstenmal angewendet, daß der jetzt etwas war, womit sich Kinder abgaben. Die Zeit schien hier heutzutage mit schnellen Schritten zu gehen! Sollte man Anteil am Gewinn haben, so mußte man sich tummeln.

Als der Junge zur Tür hinaus war, trat Ellen an ihn heran und strich ihm über das Haar. „Willkommen daheim!“ sagte sie still und küßte ihn auf die gesuchte Stirn.

Er drückte ihre Hand. „Hab Dank, daß Du ein Heim für mich hast,“ erwiderte er und sah ihr in die Augen, „sonst glaub' ich, wär' ich vor die Hunde gegangen.“

„Du kannst mir glauben, daran hat der Junge seinen großen Anteil! Er greift tüchtig zu, sonst hätte es manch liebendes Mal schlimmer für mich ausgesehen. Du mußt nicht böse auf ihn sein, Pelle, wenn er auch manchmal ein bißchen kurz angebunden gegen Dich ist. Bedenke, er hat sich so viel von den anderen Jungen gefallen lassen müssen. Manchmal ist er ganz verprügelt nach Hause gekommen.“

„Um meinwillen?“ fragte Pelle kleinlaut.

„Ja, denn er konnte es nicht dulden, daß sie was von Dir sagten. Eine Zeitlang war er in ewigen Prügeleien, jetzt glaub' ich übrigens, daß er sich Ruhe vor ihnen verschafft hat; denn er gibt nicht nach. Aber es mag ja was bei ihm sitzen geblieben sein.“

Sie stand zögernd neben ihm. Da war irgend etwas,

was sie ihm sagen wollte, womit sie aber nicht zu Gange kommen konnte. „Was hast Du?“ fragte er, um ihr die Sache zu erleichtern, und bekam plötzlich Herzklappen. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn sie ohne Worte darüber hinweggekommen wären.

Aber sie zog ihn sanft mit sich in die Schlafkammer und an das Kinderbett. „Du hast Abend Trost noch gar nicht begrüßt,“ sagte sie.

Er beugte sich verlegen über den kleinen Jungen, der da lag und ihn mit großen ernsten Augen anstarrte. „Wenn Du mir nur ein wenig Zeit lassen willst,“ sagte er.

„Es ist der Junge der kleinen Marie,“ sagte Ellen mit einer eigenen Betonung.

Er richtete sich hastig auf und sah sie verstört an. Es wahrte eine Weile, ehe er begriff.

„Wo ist Marie?“ brachte er mit Mühe hervor.

„Sie ist tot, Pella,“ antwortete Ellen und kam ihm zu Hilfe, indem sie ihm die Hand gab. „Sie ist im Wochenbett gestorben.“

Es huschte ein grauer Zug über Pellas Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

9] Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

(Schluß.)

Die Männer drängten vorwärts, und einer machte Miene, Cora anzufassen.

„Zurück,“ schrie sie und schlug den Arm nieder, der nach ihr greifen wollte. „Ihr sollt hinaus, Ihr seid auf fremdem Boden, Ihr feigen Schufte.“

Wütend schleuderte sie den ersten von sich und griff nach dem Revolver, den ihr Jim gebracht hatte.

„Ach, die Bestie schießt,“ rief einer der vordersten, „seffelt sie!“

Im Nu waren die Frauen umringt, und ehe Cora den Revolver heben konnte, hatte ihn einer der Männer ihr aus der Hand geschlagen.

Robert packte Bessie und zog sie fest an sich. Mit der Rechten hielt er den Revolver und war entschlossen, dem ersten, der gewalttätig gegen ihn vorging, niederzuschießen. Auch Klein suchte Cora zu befreien.

Zum Glück erschienen mehrere Polizisten, die sich mit ihren Eichenmützeln schnell Raum verschafften und die Frauen befreiten. Es bereitete Robert unbändige Freude, als er sah, wie die empörten Amerikaner vor den wie spielend geschwungenen Knäpeln der Polizisten zurückschwichen.

Jim war heretingschlichen und zupfte Robert am Rock.

„Komm diesen Weg,“ rief er leise und zog ihn nach der Hintertür. Bessie folgte Robert.

Klein und Cora waren bereits von einem Polizisten in Schutz genommen worden. Auch die Köchin und ihre Gehilfinnen zog Jim durch die Hintertür.

„Ich bringe Euch in Sicherheit,“ sagte Jim, während er ihnen durch den dunklen Hof vorausschritt, „auf der Straße versuchen sie doch noch einmal, Euch an den Kragen zu gehen.“

Und es war in der Tat so. Auf der Straße fielen Schüsse, und Cora wurde schwer verwundet ins Hospital gebracht.

Jim ging durch Seitenstraßen und führte Robert und die Mädchen weit ab von dem Stragentumult nach dem freien Wald. Bessie hing weinend an Roberts Arm.

„Wir bleiben nicht hier, Bessie,“ tröstete er sie, „wir fahren noch diese Nacht fort.“

„Ihr könnt nicht mehr fahren,“ sagte Jim, „der nächste Zug geht erst gegen Morgen. Fahrt nicht zusammen, man wird Euch belästigen.“

„Dann laufen wir, soweit wir kommen,“ entschied Robert, „ich mag nicht länger in diesem Nest verweilen, und Dich schlägt man morgen oder übermorgen tot, Bessie. Du gehst mit mir.“

„Ja, ich gehe mit Dir,“ hauchte die kleine Mulattin und weinte nicht mehr.

„So geht diesen Weg hinunter,“ sagte Jim, „Ihr kommt an die Eisenbahn, geht die Schienen entlang, in zwei Stunden habt Ihr Benton, von da könnt ihr am Morgen nordwärts fahren.“

Er drückte dem beiden die Hand.

„Good bye, Mr. Helmbrecht, Sie waren gut zu mir, ich habe Ihnen das nicht vergessen.“

Und ohne Zögern wandte er sich den zitternden Frauen zu; die unter seiner Führung auf verstecktem Wegen in das Regierbiertel gelangten.

Robert stieg mit Bessie den steilen Abhang hinunter und erreichte unten das Geleise der Eisenbahn.

„Wir wollen marschieren, solange es geht, Bessie. Wenn Du müde wirst, müssen wir versuchen, einen Unterschlupf zu finden.“

„Nur fort von hier, ich werde die ganze Nacht laufen, wenn Du willst.“

Und munter liefen sie zwischen dem Geleisen in die dunkle Nacht hinein. Dichter Wald zu beiden Seiten. Dann kam offenes Feld. Viele Signallichter in der Ferne ließen vermuten, daß dort eine Station sei.

„Wenn wir zusammenfahren, so fällt das auf,“ sagte Robert, „man wird Dich in einen besonderen Wagen verweisen, und ich möchte mich nicht gern von Dir trennen. Es wird auch kühl, im Freien können wir nicht gut übernachten. Was meinst Du, Bessie, wenn wir in einem Güterwagen übernachten?“

„Wie Du willst,“ hauchte die Kleine und schmiegte sich zitternd an Robert.

Draußen vor der Station standen viele Wagen, die gelegentlich mit nach Norden genommen wurden. Robert versuchte, eine halboffene Türe zurückzuschieben. Es gelang ihm mit einiger Anstrengung, er stieg ins Innere des Wagens und zog Bessie nach. Dann schloß er die Türe wieder bis auf einen kleinen Spalt.

„So, hier sind wir für die Nacht geborgen, mein Heiner Liebling,“ sagte Robert und küßte das zitternde Mädchen auf die üppigen Lippen. . . .

Als der Morgen dämmerte, schob Robert vorsichtig die Tür zurück und sah in den lachenden, erwachenden Tag hinaus. Er verspürte Hunger und wollte auch gern wissen, wo er sich befand. Rasselnd in den Schienen verkündete das Herannahen eines Zugs. Sollte er mit Bessie weiterfahren? Er wagte es noch nicht. Wenn es in Foxhill wieder Schieberei gegeben hätte, dann war die Regelei überal zu finden, und er setzte Bessie der größtmöglichen Gefahr aus, wenn er sich mit ihr zeigte. Und verlassen wollte er sie nicht.

Der Zug sauste jetzt vorbei und hielt nicht einmal an der Station. „Um so besser,“ lachte Robert vor sich hin.

Bessie war an seine Seite getreten. „Was beginnen wir nun?“ fragte sie und küßte ihn wieder und wieder.

„Wir behalten unsere Wohnung, Bessie,“ scherzte Robert, „hier leben wir ruhig und ungestört. Aber Du hast doch auch Hunger. Ich muß versuchen, Probiant zu bekommen.“

Irgendwo hinter der Station ertönte eine Fabrikpfeife: es war sechs Uhr.

Robert ging auf das Bahnhofsgelände zu und las „Benton“. Es waren zwei einfache Warteräume da, einer für „weiße Passagiere“, der zweite für „Farbige“.

Außer dem Telegraphenbeamten war niemand im Gebäude. Robert fragte nach einem Lunchroom, der Beamte zeigte auf ein Haus an der Ecke. Hier verzehrte Robert ein Butterbrot und Eier und trank eine Tasse heißen Kaffee dazu. Dann ließ er sich Eier, Schinken und Brot geben und brachte es an den Wagen.

Er hatte alles zu Bessie hinaufgereicht, als ein Mann von einem Güterwagen herabstieg, wo er die Bremsvorrichtung gelöst hatte.

„Good morning, Sir,“ grüßte Robert.

„Good morning,“ nickte der andere.

„Fahren Sie diese Wagen bald weg?“

„Ja, warum?“

„Ich möchte mitfahren.“

Er griff in die Westentasche und zog einen Dollarschein hervor, glättete ihn und sah den Mann fragend an.

„Wollen Sie im Güterwagen reisen?“ fragte dieser in freundlicherem Tone.

„Warum nicht? Die Reise ist billig. Wohin fahren Sie?“

„Nach St. Louis.“

„Wie lange dauert die Fahrt?“

„Etwa zwölf Stunden.“

Robert hielt den Dollarschein hin, den der Mann ohne weiteres einsteckte.

„Ich bleibe in dem Wagen dort,“ sagte Robert und griff abermals in die Westentasche.

„Allright,“ sagte der Mann und streifte mit flüchtigem Blick Roberts Hand.

„Ich habe ein kleines Mädchen bei mir — Platz genug ist im Wagen —“ scherzte Robert und reichte dem Mann die zweite Note.

Lächelnd ließ der auch diese verschwinden.

Fröhlich teilte nun Robert der aufhorchenden Bessie mit, was für einer Kontrakt er soeben abgeschlossen hatte. Noch einmal ging er nach dem Lunchroom, um genügend einzukaufen; dann stieg er in sein „Abteil“ und schloß die Tür so weit als möglich.

Nach kurzer Zeit wurde der Wagen unansehnlich gestochen, die Lokomotive war angefahren. Der lange Güterzug setzte sich in Bewegung und fuhr nach Norden.

Durch die Spalte in der Tür sah Robert, wie die Station vorüberglitt, Häuser und Straßen vorbeizogen, und dann kam Wald, junger, treibender grüner Wald.

Lachend hielt er seine hübsche Begleiterin umschlungen: „Wenn wir nur bis Missouri hineinkommen, dann haben wir freies Feld.“

Eine Woche später fuhr Robert Helmbrecht westwärts. Der Zug hatte die mächtige Halle des Zentralbahnhofs in St. Louis verlassen und fuhr nun in die dunkle Nacht hinaus. Und während

die surrenden Räder ihr Ried vom Jagen und Hasen fangen, gedachte Robert der letzten Tage. Sein Freund John Klein war von Foxhill gekommen und hatte ihm die letzten Schredenstage geschilbert. Morgners Eigentum war in Flammen aufgegangen. Jim hatte wahrscheinlich das Haus in Brand gesteckt, denn er war in der Nähe der Trümmer tot aufgefunden worden; eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Miliztruppen waren eingetroffen, die energische Maßregeln ergriffen hatten, um wieder Ruhe und Ordnung in der Stadt herzustellen.

Von Bessie hatte sich Robert kurz vor St. Louis getrennt. In einem Vorort hatten sie beide den Güterwagen verlassen und hinter einem hohen Bahndamm ihre letzten Speise verzehrt. Dann brachte er die Kleine zur Straßenbahn und versprach ihr, sie bald zu besuchen. Sie war in einem großen Hotel beschäftigt, und Robert hatte ihr gestern zum letztenmal die Hand gedrückt. „Ich komme bald wieder,“ hatte er versprochen, und sie hatte unter Tränen gelächelt.

Und nun fuhr er nach Westen, nach dem „Lande des Sonnenscheins, der Blumen und der Früchte,“ nach Kalifornien. Die Nacht spann ihren geheimnisvollen Schleier über der Gegend, die der Schnellzug durchleitet, schläferle die hoffnungsvollen Gedanken des jungen Mannes ein und ließ ihn träumen von Glück und Gold.

Der Laubenkolonist.

Die allgemeine Teuerung, unter der Tausende und aber Tausende schwer zu leiden haben, hat sich natürlich auch auf alle Futtermittel erstreckt. Früher bot sich immer die Möglichkeit, aus Amerika importierte Futtermittel zu einem mäßigeren Preise zu beziehen, die hohen Futtermittelzölle haben aber auch diesen Weg abgeschnitten. Eine große Anzahl der Laubenkolonisten beschäftigt sich nicht nur mit der Gartenkultur, sondern auch mit der Kleintierzucht. Diese ist es, die durch die hohen Futtermittelpreise so unlohnend wurde, daß durchschnittlich trotz aller aufgewendeten Sorge und Arbeit nicht nur kein Gewinn dabei herauskommt, sondern auch noch ein schönes Stück Geld zugeföhrt wird. Dadurch wurde diese Tierzucht von einem ursprünglichen Nubetrieb zu einer Liebhaberei, welcher der arme Mann manchen sauer verdienten Groschen opfern muß.

Man sehe sich nur einmal etwas näher in den Laubenkolonien um. Da findet man so manchen Kolonisten, der sich hier seine Ziege hält — die nun einmal die Kuh oder die Frau Bolle des armen Mannes ist, der sich ein Schweinchen oder zwei ferkel machen will, Gänse und Enten mäset, Kaninchen als Ersatzlieferanten für Rind- und Schweinefleisch hält, Hühner als Eierlieferanten hegt und Taubenzucht betreibt, die freilich, soweit es sich um Schmud- oder Flugtauben handelt, von jeher als Sport galt. „Wer sein Geld nicht sehen kann liegen“, sagt ein altes Sprichwort, „der laufe sich Tauben, dann sieht er's fliegen.“ Und nicht nur fliegen, möchte ich hinzufügen, sondern auch fortfliegen, wenn, wie dies häufig vorkommt, die auf einer Ausstellung oder in einer sogenannten Taubenbörse erworbenen Tiere, selbst nach gehöriger Eingewöhnung, den ersten Freiflug zum Fortflug auf Nimmerwiedersehen benehnen.

Die Tierhaltung des kleinen Mannes, wie man denjenigen zu nennen pflegt, dessen Geldbörse nicht ständig mit Kronen und Doppelkronen gefüllt ist, auch wenn er über Gardemaß verfügt, ist schon an und für sich mit mancherlei Fährlichkeiten verbunden. Eine Versicherung gibt es in der Kleintierzucht nur gegen Schweinefleuchen, aber wie viele Schweine gehen in den heißen Sommer tagen an anderen Krankheiten zugrunde, für die keine Versicherung Ersatz leistet! Und wie viele Hühner an der Geflügelcholera usw. Unter all diesen mißlichen Verhältnissen gehört eine große Liebe zur Tierwelt, um ihr noch weiter Garten und Geld zur Verfügung zu stellen, und wenn sonst alles geklappt hat, kommt vielleicht zu guterletzt noch ein Gauner in eifriger Winternacht, der die Ställe ausgeräubert, alles abschlächtet und dann auf Nimmerwiedersehen verschwindet.

Die Landwirtschaft, richtiger ausgedrückt der Großgrundbesitz, erlebt goldene Zeiten. Denn von den Kartoffeln und Futterrüben, bis zum Hafer, zur Gerste und zum Weizen, sind die Preise für alle landwirtschaftlichen Produkte erheblich gestiegen, für Futtermittel fast annähernd um 100 Proz., denn die Händler verlangen noch jetzt, nachdem die diesjährige Ernte fast durchweg eingeheimt ist, 1 1/2 M. und mehr für einen Zentner Gerste, die dabei noch kein erstklassiges Produkt ist, wie es die Mälzereien verlangen, sondern eine gewöhnliche Futtergerste.

Unter diesen Verhältnissen sind die Kolonisten hier und da auf den Gedanken gekommen, sich das zur Geflügelfütterung benötigte Getreide auf der Parzelle oder auf angrenzendem Pachtland selbst heranzuziehen. Diese Selbstzucht ist aber wenig empfehlenswert. Zur Ausföhrung und zum Unterbringen der Saat, Arbeiten, die im landwirtschaftlichen Betriebe jetzt fast ausschließlich durch Maschinen verrichtet werden, fehlt dem Kolonisten die Uebung, ebenso zum Schneiden mit der Sense. Wird die Saat nicht rechtzeitig ausgeföhrt, so fällt die Reife, namentlich diejenige der Gerste, in die gegenwärtige späte Periode, wo fortgesetzter Regen das Nachtrodnen

unmöglich macht, so daß die Aehren draußen ausleimen, die Körner wertlos werden. Abgesehen davon, fehlt dem Kolonisten zum Dreschen die Scheune, die Uebung in der Handhabung des Dreschflegels, oder die Maschine, die diese Arbeit im Großbetriebe übernommen hat. Er muß deshalb die Aehren, wenn sie wirklich trocken werden, auf dem gebieteten Boden der Laube mit einem Lattenstück ausdreschen, was eine zeitraubende und mühevolle Arbeit darstellt.

Nach den vorstehenden Ausführungen ist also die Möglichkeit, Körnerfutter für Kleinvieh und Geflügel selbst heranzuziehen, eine fast aussichtslose. Es lassen sich höchstens Erbsen zur Taubensütterung gewinnen, die aber nach meiner und nach der Ansicht anderer Taubenzüchter kein sehr geeignetes Futtermittel abgeben. Diese Anzucht lohnt, wenn man im März, spätestens im April, frühe beziehungsweise mittelfrühe, ertragreiche Sorten anbaut, die sicher reif werden, nach der Reife austreift, abtrocknen läßt und dann in der vorgebilderten primitiven Weise ausdrischt oder von Familienangehörigen auskernen läßt. In dieser Weise kann man sich auch weiße Bohnen ziehen, die für den Haushalt und auch gefocht für das Geflügel, roh, in geschrotetem Zustande, ein gutes Futtermittel abgeben. Ich ziehe mir auf diese Weise seit Jahren meine weißen Bohnen und verwende dazu ausschließlich die ertragreiche Buschbohne Kaiser Wilhelm, die ausgangs April ausgelegt und ausgangs August geerntet wird. Man kann dabei die ersten Schölen vierzehn Tage lang ruhig grün für die Haushaltung pflücken, die weiterhin erscheinenden reifen immer noch die Körner.

In milderen Klimaten ziehen sich viele Kleintierzüchter auch den Bedarf an Futtermais. Späte, hochwachsende Sorten baut man an, um sie in halber Entwidlung zu schneiden und als süßes, bekömmliches Grünfutter zu verwerten, frühe Sorten, um die reifen Kolben zu ernten. In unserem mitteldeutschen Klima ist der Anbau recht unsicher. Bei den großkörnigen, hochwachsenden Sorten reifen die Kolben selbst in den wärmsten Sommern nur selten, während die niederbleibenden Sorten, im April angebaut, reif werden. Diese bringen aber nur durchweg kleine Körner, die aber ungekroet als Tauben- und Hühnerfutter vorzüglich sind (Perlmais des Handels), aber auch als Futter für Zimmerpapageien Verwendung finden können. Zu letzterem Zwecke werden sie am besten zwei Stunden vor dem Gebrauch mit kochendem Wasser abgebrüht und dann zwischen Handtüchern getrocknet. Da beim Mais die weiblichen und männlichen Blüten getrennt stehen, die weiblichen, welche die Kolben liefern, unten, die männlichen oben, so ist zur Blütezeit heiteres, trodenes Wetter erforderlich; fehlt dies, so ist der Fruchtansatz ein ungenügender, d. h. die Kolben sind dann nicht lückenlos, ja oft sogar nicht einmal bis zur Hälfte mit Körnern besetzt. Zum Ablösen der ferkel an den getrockneten Kolben sitzenden Körner sind im Handel einfache Apparate erhältlich. Der Mais stellt große Anforderungen an die Dungkraft des Bodens; wo diese aber erfüllt werden, kann, gute Witterung vorausgesetzt, der Anbau lohnend sein. Zu beachten ist freilich, daß Mais dem Geflügel, namentlich aber den Legehühnern, immer nur als Beifutter gegeben werden darf, als Hauptfutter nur dem Mastgefögel, da er Fettansatz begünstigt. Sind Hühner einmal fett gefutert, dann ist es mit dem Legen vorüber.

Eine weitere Körnerliefernde Futterpflanze, die der Laubenkolonist züchten kann, ist die Sonnenrose. Nur die gewöhnliche Art Helianthus annuus kommt hierfür in Frage, nicht die schönblühenden Gartenformen. Man legt den Samen im Frühling so zeitig als möglich in warmgründigem Sandboden, und zwar immer zwei bis drei Körner in mindestens 60 bis 70 Zentimeter allseitigem Abstand. Durch das Zusammenlegen von 3 Körnern verhindert man das Entstehen von Lücken auf den Beeten. Gehen zwei oder alle drei der gelegten Samen auf, so werden die jungen Pflänzchen bis auf das stärkste ausgezogen, also jede Pflanze muß einzeln stehen. Jeder Schnitt an der Pflanze wird vermieden; der genannte Abstand ermöglicht es, alle Seitentriebe zur Entwidlung gelangen zu lassen, die alle Blütenkörbe bringen. Ich habe diesen Anbau wiederholt ausgeföhrt. Auch bei früher Ausfaat und bei weitem Stand tritt die Samenreife spät ein, so daß die Samen in der freien Luft oder auf Hausböden nicht mehr trodnen, sondern schimmeln. Ich habe meine Ernte stets einem befreundeten Bädermeister gebracht, in dessen Wadstube sich das Nachtrodnen in wenigen Tagen vollzog. Auch diese Körner liefern ein vorzügliches Futter für Papageien, aber auch für alles Hausgefögel. Leider wird die Ernte durch Finken und andere insektenfressende Vögel, die dem Haltigen Samen eifrig nachstellen, arg geschmälert.

Das Körnerfutter ist das Hauptfutter jeglichen Hausgeföglers, nicht aber für Schweine, Ziegen und Kaninchen. Bei diesen, aber auch beim Hausgefögel, spielt auch die Pflanzkost eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der Anbau von Grünfutter kann mit der Gartenkultur Hand in Hand gehen, und zwar durch Anbau von Seradella. Die Seradella ist bekanntlich eine Hülsenfrucht, die, ähnlich wie Lupinen und Klee, den Boden durch ihre Wurzelsknöllchen, die durch Bakterien verursacht werden, mit Stickstoff anreichert. Den größten Dienst erweist man freilich dem Gartenboden, wenn man beim Seradellaanbau die ganze Grünmasse untergräbt, da sie ihn mit Humus bereichert. Vekreibt man aber Gartenbau und Kleintierzucht zugleich, so kann man auch die Grünmasse abmähen und verfüttern; sie kommt ja dann, wenn auch in anderer Form, durch den Dünger, dem Gartenbau wieder zugute. Seradella ist ein vorzügliches Grünfutter für alle Säugetiere, aber auch für Geflügel jeder Art; sie muß lecherem feingeschnitten gereicht werden. Auch die getrocknete, ähnlich wie Häsel geschnittene

Serabella liefert im Winter einen vorzüglichen Ersatz für das dann oft fehlende Grünfütter.

Für Ziegen, Schweine, Kaninchen und Geflügel kann der Raubenkolonist weiter Wurzelgewächse anbauen, und zwar in gutem Boden Futterrüben, in gut gedüngtem Boden Kohlrüben und in weniger gutem Boden auch Mohrrüben, die größere und gröbere Form der Karotte. Die Ueberwinterung dieser Rüben erfolgt in Erdmieten, wie sie die Landwirte in größerem Umfange auf den Aedern errichten. Damit man stets zu dem Inbalt gelangen kann, werden sie mit Eintritt strenger Kälte reichlich mit langstrohigem Mist oder mit dem zu diesem Zweck aufbewahrten Kartoffelkraut überdeckt. Auch Kartoffeln bilden, wo sie in genügendem Umfange angebaut werden können, ein gutes Viehfütter, als Kartoffelstoden auch ein gutes Weisfütter für Hühner. Hühner fressen Mangel- und Kohlrüben sehr gern, unzerkleinert solange sie sich noch im Vollsaft befinden, aber nicht mehr gegen den Frühling hin, wenn sie saftlos werden. Ich biete diese Rüben als Weisfütter in folgender Weise: Ich nehme ein 50 bis 60 Zentimeter langes, etwa 20 Zentimeter breites Lattenstück, durch dessen Mitte ich zwei bis drei Nagel schlage. Es wird in den Geflügelraum gelegt, die Nagelspitze nach oben gerichtet. Die zu bietenden Rüben werden auf die Nagel gestochen, so daß sie feststehen. Die Hühner picken nun das Rübenfleisch eifrig herunter, bis die dicken Köpfe völlig verschwunden sind. Diese Fütterung bildet in der kalten Jahreszeit den besten Ersatz für Grünfütter. Bekannter ist aber auch gelegentlich in Form von Wirsing vorhanden. Ich selbst baue alljährlich noch besonders einige Reihen hohen Blätterkohl, Weiß- und Korkkohl in groß- und festköpfigen Sorten zur Grünfütterung für mein Hühnervolk an. So oft ein Kohlkopf aufgefreßen ist, spieße ich einen neuen auf das fragliche Brettstück auf, und zwar in der Weise, daß der Nagel durch den Kern des Kohlkopfes geht. Diese Fütterungsmethode hat eine nennenswerte Ersparnis an Körnerfütter zur Folge, trägt zur Gesunderhaltung der Tiere im Winter bei und erhöht die Eierproduktion. Grünkohl überwintert befamntlich tadellos unbedeckt im Freien, Kopfkohl jeder Art erfriert aber. Zur guten Ueberwinterung werden die Köpfe mit Eintritt frostiger Witterung mit den Wurzeln ausgegraben, von den schlechten und losen Blättern befreit und dann Kopf an Kopf in Gruben eingeschlagen. Diese Gruben hebt man meist tief in länglich viereckiger Form aus, die ausgehobene Erde wird ringsum hügel förmig angefeht und festgeschlagen. In lockerem Boden werden die Seitenwände der Grube mit alten Schabrettern und Stangen versteift, dann wird der Boden der Grube geebnet, wonach man die gereinigten Köpfe Kopf an Kopf einschlägt. Auch Blumenkohl, Breitslauch und Sellerie für den Küchengebrauch können so überwintert werden. Hauptsache ist es, daß die betreffende Grube auch bei höchstem Grundwasserstand trocken bleibt. Ist der Grundwasserstand der Parzelle zu hoch, so muß der gereinigte Kohl, Kopf an Kopf nebeneinander und immer zwei Köpfe gegeneinander gerichtet, auf ein gefaßertes Beet gelegt und dann mit Erde bedeckt werden; man kann auch mehrere Lagen übereinander legen und immer wieder mit Erde bedecken. So entstehen aus mit Erde bedeckten Kohlköpfen gebildete Hügel, die späterhin noch mit strohigem Dung, Kartoffelkraut oder Kiefernadeln abgedeckt werden. Die zuerst geschilderte Grube überlegt man bei Frost mit Brettern, über welche man dann noch eine starke Dung- oder Laubbede gibt. Bei mildem Wetter wird diese Bede entfernt und die Bretterbede gelüftet. Empfehlenswert ist es, die Abdeckung der Grube in Form eines Satteldaches zu machen, das die Grube beiderseits überragt, also die Niederschläge ableitet, nicht in die Grube hinein. Dachpappe, die man nicht aufnagelt, sondern nur lose über das Dach legt und mit einigen Feld- oder Mauersteinen beschwert, macht dieses wasserdicht.

Ich möchte aber nochmals darauf hinweisen, daß trotz aller vorgebildeter züchterischer Maßnahmen die Kleintierzucht unter den heutigen Verhältnissen nicht nur nichts einbringt, sondern noch Zuluße erfordert. In erster Linie gilt dies von der Geflügelzucht, ganz besonders auch von der Hühnerzucht. Ein kleiner Trost für den Züchter ist es nur, daß die von den selbstgehalteneu Zennern gelegten Eier, frisch verbraucht, erstens nicht faul sind, und zweitens einen ganz anderen Geschmack als die alten Kisteneier haben, die man in der Halle oder beim Kaufmann erhält; sie stammen in der Regel von sogenannten Mistkrähern, die sich ihr Futter aus den Mistlauten der Bauernhöfe herauskrähen müssen. Hd.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wie ich meinen Glauben verlor? Das Verzeichnis einer Atheistin von Anna Dorothea. (Verlag: D. Th. Scholz, München.) Hinter dem Pseudonym verbirgt sich eine Berliner Fabrikarbeiterin, die, oft in ergreifenden plastischen Schilderungen, die Gänge ihres von Elend, Leidenschafisverkettungen, seelischen Qualen und Zweifeln, bittersten Enttäuschungen und schönen Hoffnungen zerflühteten Weibelebens entfleiert. Stück um Stück ihres

nahen Glaubens an göttliche Ideale, wie solcher uns allen von Pfaffen, Schulmeistern usw. eingepaukt war, fällt von ihr ab wie unreine Schlacken, seit sie sehend, ein denkendes Wesen und Sozialistin geworden. „Hindurch! Ueber Dornen und Gestein! Vorwärts! Und nicht einen Schritt zurück! Mit jedem Schritt der Sonne näher!“ ruft sie aus. Und wir wissen nun: sie ist eine Kämpferin geworden — wie sie vordem eine unter die Macht herkömmlicher Sklavenmoral gewaltfam gebeugte Dulderin war. Hierbei mag denn auch noch darauf hingewiesen sein, daß Anna W o s e g a r d schon mehrere dramatische Arbeiten (in Adolf Hoffmanns Verlag, Berlin O.) geschrieben hat: ein Märchenpiel: „Der Zaubergeriger“, ein Jugendspiel: „Uns freie Land“, sowie ein dreiaktiges Bergmannsdrama: „Ein Opfer“. e. k.

Archäologisches.

Ausgrabungen in den Thermen des Caracalla. In dem „Stadium“ genannten Raum der Thermen des Caracalla in Rom, der vermutlich gar nicht Wettkämpfen, sondern einfach gymnastischen Übungen diente, wurden dieser Tage einige hochinteressante Funde gemacht. Es wurden unter zahlreichen Säulenfragmenten zwei sehr schöne Hermen archaischen Stils von griechischem Marmor gefunden, die Apollo und Bacchus darstellen. Weiter wurde der Torso eines Athleten gefunden und ein gut erhaltener Satyr. Am wertvollsten soll der Fund sein, der unter einem kleinen Nebenraum des Stadium gemacht wurde: die Fragmente einer überlebensgroßen Venusstatue. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt und haben zur Freilegung unterirdischer Gänge geführt, und zu der einer Halle, die dem Wlthrasakultus diente. Uebrigens wird durch die Ausgrabungen bewiesen, was man bis jetzt für die Thermen des Caracalla nicht hatte feststellen können, daß nämlich auch von hier regelmäßig Material für die Kirchenbauten Roms während mehrerer Jahrhunderte bezogen wurde. Man hat nämlich Fragmente von Säulen gefunden von graurotem orientalischen Marmor, der noch bei keiner der römischen Ausgrabungen zutage gefördert wurde. Diese Fragmente entsprechen ganz genau den Säulen, die den Hauptaltar der Kirche von St. Gregorio tragen. Außerdem hat man eine Zwillingssäule der Granitssäulen gefunden, auf denen das Mittelschiff der St. Maria in Trastevere ruht.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Vom Stickstoff. Das Tierreich einschließlich des Menschen kann ohne das Pflanzenreich nicht bestehen. Die Tiere verbrauchen bei der Atmung Sauerstoff und scheiden Kohlenäure aus. Dadurch würde die Luft an Sauerstoff verarmen und durch Ueberschuß an Kohlenäure zur Atmung untauglich werden, wenn nicht die grünen Pflanzen mit Hilfe des Chlorophylls, des Blattgrüns, die aus Sauerstoff und Kohlenstoff bestehende Kohlenäure aufnehmen, chemisch spalten, und den freigewordenen Sauerstoff wieder an die Luft abgeben, während sie den Kohlenstoff zum Aufbau ihrer Substanz verbrauchen. Auch zur Nahrung dienen den Tieren die Pflanzen, einmal durch die Kohlehydrate, jene Kohlenwasserstoffverbindungen, die als die Quelle unserer Muskelkraft anzusehen sind, dann aber auch durch die Proteine, die Eiweißstoffe, die im pflanzlichen Organismus in einer Form vorgebildet sind, in der sie vom Tier ohne weiteres verarbeitet werden können, eine Eigenschaft, die anderen als p l a n z l i c h e n Proteinen nicht ohne weiteres zulohnt. Damit die Pflanzen nun überhaupt diese für die Tiere so wertvollen Proteinstoffe bilden können, müssen sie durch die Wurzeln Stickstoffverbindungen aufnehmen, unter denen salpetersäure und Ammonialsalze in erster Reihe stehen. Diese stickstoffhaltigen Substanzen werden durch eine besondere Art von Bakterien (nitifizierende Bakterien), die im Erdboden leben, in solche Verbindungen übergeführt, die von der Pflanze aufgenommen werden können. Solche Substanzen sind unter anderem Dung und tierische Leichen, so daß also Tiere und tierische Ausscheidungsprodukte wiederum zur Nahrung der Pflanzen dienen. Unter Mitwirkung der Glukosen (Traubenzuckerverbindungen) werden daraus die Proteine gebildet, sammeln sich in besonderen Reservestoffbehältern an, z. B. den Samenkörnern, deren Keime ja längere Zeit von diesen Nahrungsreserven zehren müssen, bis sie selbst soweit sind, Proteine bilden zu können, und werden dann von Tieren und Menschen — mit Zähnen oder künstlichen Maschinen — zermahlen und verzehrt. Was von den durch die Nahrung aufgenommenen Proteinen für den tierischen Organismus verwertbar ist, wird zum Aufbau der Körpersubstanz oder zur Aufspeicherung von Energien benutzt, die unbrauchbaren Teile gehen als Kot wieder ab. Bei der Ferkung des Kotes bilden sich unter anderem auch ammoniakhaltige Gase; diese gehen in die Luft über, werden durch Witterungsniederschläge in den Erdboden gebracht und dort als Ammonialsalze von den Pflanzen aufgenommen, um weiterhin zu Proteinen umgebildet zu werden und den Kreislauf von neuem zu beginnen, den „ewigen Kreislauf des Stofflichen“. Außer diesen segensreichen Stickstoffverbindungen gibt es aber noch gefährliche, von explosivem Charakter, so z. B. das Dynamit. Ferner vermag der Stickstoff noch verderblich zu wirken in Verbindung mit Kohlenstoff und Wasserstoff als Blausäure. Der Stickstoff ist also, wie Dr. D. Streicher in der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ schreibt, dem pflanzlichen und tödenden Eisen, das da Leben erzeugt und Leben zerstört, zu vergleichen; er ist die Pflugchar und das Schwert unserer Zeit.